Ein Erfüllen will sich niederneigen

Martin Völkel

Ein Erfüllen will sich niederneigen

Predigten aus der Stadtkirche St. Reinoldi in Dortmund

Verlag Traugott Bautz

Bibliographische Information Der Deutschen Bibliothek
Die Deutsche Bibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliographie; detaillierte bibliographische Daten sind im Internet über http://dnb.ddb.de abrufbar.

Verlag Traugott Bautz GmbH 99734 Nordhausen 2007
ISBN 978-3-88309-391-8

Inhalt

Vorwort 7

Das Neue aus der alten Kraft (Lk 1, 67-79) 9
Gottes Zeit (Lk 1, 5-25)..... 13
Zur Besinnung kommen (Lk 2, 1-14)..... 16
Der Friede, der nun beginnt (Lk 2, 25-35) 20
Das Lied der Befreiten (Lk 17, 7-10)..... 24
Die große Gelassenheit (Lk 8, 4-8) 28
Grund der Seligkeit (Mk 8, 31-38)..... 32
Vater des Erbarmens (2Kor 1, 3-7) 36
Das Ungeheure des Glaubens (1. Mose 22, 1-14)..... 40
Gott selbst ist tot (Karfreitag)..... 44
Er ist gesehen worden (1Kor 15, 3-9) 48
Trost und Wahrheit (Joh 16, 5-15) 52
Eines (5. Mose 6, 4-9) 56
Seine Seele bewahren (Jes 55, 1-3)..... 60
Die Selbstverständlichkeit der Liebe (Lk 15, 1-7) 64
Die Ruhe des Volkes Gottes (1. Mose 12, 1-4)..... 68
In Heil und Gericht (2.Könige 25, 8-12)..... 72
Sehen lernen (Mk 8, 22-27)..... 76
Nur ein Almosen (Mt 6, 1-4)..... 79
Gute und böse Tage (Eph 5, 15-21) 83
Ein guter Anfang (1Kor 7, 29-31)..... 86
Gottes Gerechtigkeit (Röm 10, 9-17)..... 89
Wach und nüchtern (1Thess 5, 1-11) 94
Lieder des Advent 99
Maria 103

Die Bibel 107

Biographisches 112

Vorwort

Als ich im Februar 2001 nach 28 Jahren im Gemeindepfarramt in Dortmund- Wellinghofen in den vorgezogenen Ruhestand ging, war ich dem Presbyterium der Ev. Kirchengemeinde Reinoldi und seiner Vorsitzenden, Frau Pfarrerin Christa Schaaf, sehr dankbar, daß sie mir an jeweils einem Sonntag im Monat weiteren Predigtdienst an der Dortmunder Stadtkirche St. Reinoldi ermöglichten. Ich habe die gottdienstliche Verkündigung immer für die Mitte des evangelischen Pfarramts gehalten und bin in dieser Überzeugung durch nun fast 40 Jahre im Predigtdienst nicht unsicher, sondern bestätigt worden.

Ich bin sogar davon überzeugt, daß manche Frage, die sich dem heutigen Protestantismus aus den verschiedensten Gründen stellt oder zu stellen scheint, durch eine Besinnung auf diese unersetzbare Mitte des christlichen und gemeindlichen Lebens in ihrer Dringlichkeit erheblich reduziert, wenn nicht gar gegenstandslos würde. Wenn, wie Paulus gesagt hat, der Glaube aus der Predigt (wrtl. dem „Hören“) kommt, dann haben gerade die Reformationskirchen und die durch sie „klassisch“ gewordenen gottesdienstlichen Predigten keine andere Verheißung als die, daß es an dem Wort, das es zu hören gilt, nie fehlen wird. Darauf will auch der Titel dieser Auswahl verweisen, der einem Vers von R.M. Rilke entnommen ist.

Die vorliegenden Predigten sind keine literarischen Erzeugnisse. Sie sind ausschließlich für den gottesdienstlichen Gebrauch entstanden und im Gottesdienst gehalten worden. Um dem Leser die Möglichkeit zu geben, auch die gottesdienstlichen Stücke Evangelium, Epistel und Graduallied nachzulesen, sind sie am Schluß jeder Predigt für den jeweiligen Sonntag vermerkt, wie die Anordnung der Predigten auch dem Kirchenjahr folgt.

Ein persönliches Wort zum Abschluß, das mehr meint, als Worte sagen können. Dieses Predigtbändchen ist meiner Familie ge-

widmet, die mich durch eine lange Zeit des Predigtdienstes begleitet hat, mit großem Verständnis, mancher Ermunterung und zuweilen auch mit Geduld: meiner Frau Roswitha, meinen Kindern Anette, Andreas und Christian, meinen Schwiegerkindern Birthe und Tilman und meinem kleinen Enkel Jan Philipp.

Martin Völkel, Dortmund im Januar 2007

Das Neue aus der alten Kraft

Lukas 1 ,67-79
1. Advent

Nur das Lukasevangelium läßt der Geburt Jesu die Erzählung von der Ankündigung und der Geburt Johannes des Täufers vorausgehen. Aber, so unverwechselbar, so originell die Geburtsgeschichte Jesu im Lukasevangelium erzählt ist, so wenig frisch, so ganz im alten Rahmen sozusagen, in der Tradition und Sprache des Alten Testaments bleibt die Geburtsgeschichte des Täufers.

Seine Eltern, Elisabeth und Zacharias, erinnern an Abraham und Sara. Wie sie einst sind sie fromm, aber alt und kinderlos. Wie Abraham und Sara wird ihnen ein Sohn angekündigt. Und wie einst Sara spottet über diese Ankündigung späten Kinderglücks für alte Menschen, kann nun Zacharias seine Skepsis kaum verbergen. Für seine so vermeintlich lebenskluge Skepsis wird er bestraft, stumm soll er werden bis zur Geburt seines Sohnes.

Als dann Johannes geboren wird, da wird der Mund seines Vaters aufgetan, und seine ersten Worte sind ein Hymnus, ein Lied, eben dieses bekannte „Benedictus des Zacharias“, und nun Predigttext des ersten Sonntags im Advent. Die ersten Worte des alten jungen Vaters sind ein Lob: „Gelobt sei der Herr, der Gott Israels!“ Aber so ungewöhnlich, so wunderbar der Anlaß dieses Gotteslobs ist – die späte, nicht mehr zu hoffende, schon gar nicht zu erwartende Geburt eines Kindes - so wenig originell sind nun die folgenden Worte des Zacharias.

Ein moderner Schriftsteller, würde er verfahren wie Zacharias, wäre der Schmähung der Kritik sicher. Denn in diesen wenigen Versen des Benedictus finden sich nicht weniger als rund 40 Zitate oder Anspielungen auf alttestamentliche Stellen, Propheten und Psalmen zumal. In den genau 12 Versen des Benedictus also mehr als 40 überkommene und übernommene Wendungen und Worte.

Vom modernen Standpunkt der Originalität eines Schriftstellers eine sehr befremdliche, eine eher vernichtende Bilanz. So wenigstens haben viele Ausleger des Evangeliums geurteilt und das Benedictus mit wenig Achtung versehen.

Ich bin da nicht ganz so sicher. Ich bin nicht sicher, ob das der richtige Weg zum Verstehen des Lukasevangeliums, zum Verständnis für Zacharias ist. Muß man denn wirklich vom Vater eines so unerwartet geschenkten Kindes - Originalität verlangen?

Mir ist es eher fraglich und manchmal peinlich, was ich beinahe allwöchentlich im Anzeigenteil meiner Zeitung lesen kann. Da reicht es wohl nicht aus, daß Eltern ein Kind geschenkt wird, oft sogar ein „Wunschkind“, da meint man, dieses Ereignis in möglichst origineller, möglichst nie dagewesener und manchmal sogar witziger Form auch gebührend mitteilen zu müssen. Am Rande gefragt: Ist es wirklich so schwer, Freude und Dank ihr einfaches Wort sagen zu lassen, oder verrät umgekehrt die verkrampfte Originalität in ihrem Grund eine profunde Unfähigkeit, das große Geschenk der Geburt eines Kindes einfach anzunehmen?

Zurück zum Evangelium. Mehr als 40 Zitate und Anspielungen aus dem Alten Testament, den Propheten und Psalmen. Man kann das doch auch anders verstehen. Es ist, als fließe hier noch einmal in einem großen Strom zusammen, was Inhalt und Verheißung, Hoffnung und Versprechen einer mehr als tausendjährigen israelitischen Geschichte gewesen ist, die Erwartung eines Heils, das nicht mit dem heutigen Tag kommt und morgen schon vergangen ist.

„Gelobt sei der Herr, der Gott Israels, denn er hat erlöst und besucht sein Volk und hat unter uns aufgerichtet das Heil im Haus Davids, wie er schon immer geredet hat durch den Mund seiner heiligen Propheten, daß er uns errette und Barmherzigkeit erzeigte unseren Vätern und gedächte an seinen heiligen Bund und an den Eid, den er geschworen hat unserem Vater Abraham, uns zu

geben, daß wir, erlöst ihm dienten ohne Furcht unser Leben lang, in Heiligkeit und Gerechtigkeit, die ihm gefällig ist“!

Das ist *ein* Satz, im griechischen Urtext auch. Und es muß *ein* Satz sein, denn es ist *eine* Wahrheit, den Vätern gesagt als Hoffnung und Verheißung. Und diese Wahrheit hat sie alle zusammengeschlossen als Wartende, als Suchende, zuletzt als Hoffende. Denn darin nun faßt Zacharias zusammen, was bei uns oft auseinanderfällt, Vergangenheit und Gegenwart- und eben darum ist er sich der Zukunft gewiß. Was jetzt geschieht, es ist ihm nicht einfach nur neu und unbegreiflich, es ist ihm, wie einmal jemand gesagt hat, das „Neue aus der alten Kraft, an der doch alles hängt“ (Theodor W. Adorno).

Wenn wir jung sind, blicken wir in die Ferne. Was vor uns ist, was noch aussteht an Möglichkeiten, das ist das Leben, unerträglich lang wird die Gegenwart. Da „rinnt der Schule lange Angst und Zeit mit Warten hin, mit lauter dumpfen Dingen“ - „o Einsamkeit, o schweres Zeitverbringen, o Trauer ohne Sinn“ (R.M.Rilke). Werden wir älter, so kehrt sich die Folge der Zeiten um. Die Gegenwart wird leicht zur Last, die Erinnerung fordert das frühe Land, die frühe Zeit zurück. Von der Zukunft erwarten wir nichts mehr.

Es ist, als seien wir beständig unterwegs und nie so recht zu Hause. Wir können die Zukunft kaum erwarten, wird sie endlich Gegenwart, melden sich die vielen Geschäfte des Alltags und fordern ihr Recht und lassen uns kaum innehalten, und dann kehrt die Vergangenheit zurück und was Gegenwart war, scheint wie ein schneller Wind verflogen.

Vielleicht ist es das, was das Benedictus des Zacharias zum Predigttext für den Advent hat werden lassen. Halt und Dauer und Leben kann sich keiner von uns selbst geben. Dazu bedarf es: der Erinnerung und der Hoffnung, denn nur aus beidem erwächst die Gewissheit des Gegenwärtigen- bedarf es also der Erinnerung an die lange Geschichte der Verheißung, denn es ist die Geschichte

von der Güte und Treue Gottes- und bedarf es der Hoffnung auf neues Leben aus der Schöpferkraft Gottes: „Das Neue aus der alten Kraft, an der doch alles hängt“. Es ist ein tiefes Wort.

Das Neue aus der alten Kraft , also nicht das jeweils Neue oder gar Neueste ist die Erlösung, wie wir oft meinen, oder wie man uns oft glauben machen will, sondern das Neue aus der alten Kraft. Es lässt dem Alten seine Kraft und Würde und fügt so fügt zu einem Ganzen, was sonst auseinander fällt -es befreit von der *Last* der Vergangenheit und nimmt die *Angst* vor dem, was kommt. Was wir geworden sind, was auf uns zukommt, ist das, was uns ins Leben gerufen und im Leben geführt hat, was uns zum Leben leitet, Gottes Güte und die Treue zu seinem Geschöpf. Darin ist alles, Inhalt, Sinn und Ziel.

Ev.: Mt 21, 1-9
Ep.: Röm 13, 8-12
Wochenlied: Nun komm der Heiden Heiland (EG 4)

Gottes Zeit
Lukas 1, 5-25
(4. Advent)

Vier Sonntage im Advent, sechs Sonntage der Passion vor Ostern- das Evangelium gewährt viel Zeit. Es kommt nicht eilig daher wie ein flüchtiger Gast oder ein schlechter Vertreter, fällt nicht mit der Tür ins Haus und muß gleich wieder gehen. Das Evangelium gewährt seine eigene Zeit, auch uns, in unserer oft so atemlosen Suche nach erfüllter Zeit, auch uns, in unserer hilflosen Trauer über unsere verlorene Zeit.

So nun vor allem im Lukasevangelium. Ihm danken wir die schönste Weihnachtsgeschichte des Evangeliums. Aber damit beginnt das Evangelium nicht. Es beginnt mit Zacharias, einem alten Mann und seinem Dienst im Tempel, weitab von Krippe und Stall und sogar Bethlehem.

Und mit Zacharias geht der Blick zurück, weit zurück in die Geschichte Israels. Er ist einer aus tausendjährigem Priestergeschlecht, der seinen Dienst im Tempel verrichtet und nun den ehrenvollen Dienst des Räucheropfers. Zu diesem Opfer wird der Priester durch das Los bestimmt, vielleicht einmal im Leben wird es ihm zuteil. Zacharias also, ein alter Mann am späten Höhepunkt seines Lebens, vielleicht sogar dem zu späten, denn Zacharias ist kinderlos und das Priesteramt erblich. Es ist gut vorstellbar, daß Zacharias, hätte man ihn gefragt, gerne das eine gegen das andere eingetauscht hätte, die Ehre dieses Dienstes gegen ein Kind.

So beginnt das Evangelium, bei Menschen, die ihre eigenen Gedanken und Wünsche, ihre Erfahrungen und ihre Geschichte haben, ihre Erwartungen und ihre Enttäuschungen mit sich tragen. Das Evangelium ist nicht nur Mitte und Erfüllung, es hat auch seine Vorgeschichte und die Zeit des Wartens. Es wird nicht Menschen gesagt, die alles haben, was sie brauchen, sondern denen, die darauf warten, vielleicht sogar über ihrem Warten mü-

de geworden sind und nun nichts mehr erwarten zu können meinen.

Erst wir Ungeduldigen müssen immer schnell ans Ziel gelangen, alles haben und am besten sofort, weil wir nur das für wert und wichtig halten, was unsere Augen sehen und unsere Hände sammeln können, obwohl wir wissen, daß Erfüllung, ohne Zeit und Raum der Erwartung, oft nicht zufrieden macht, sondern nur gierig.

Da geschieht es, daß im Tempel Gottes Engel Zacharias einen Sohn verheißt. Und wie mit letzter Kraft will Zacharias daran glauben, wenn er dafür ein Zeichen, einen noch so geringen Anhaltspunkt erhält. Die ganze schwere Summe zweier alter Leben immerhin steht gegen die Worte des Engels, die ganze nüchtern gewordene Erfahrung alter Menschen. Nichts ist verständlicher als des Zacharias Bitte um ein Zeichen. Zacharias ist ja erfahren genug, abzuwägen, das Große, das lange Erhoffte, und die Wirklichkeit, die Gesetze des Lebens und seine Gesetzmäßigkeit.

Der Engel gewährt Zacharias das gewünschte Zeichen. Er wird stumm. Das sieht aus wie eine Strafe (und so wird es vom Engel auch gesagt) und ist doch viel mehr, denn Gott straft ja nicht wie ein schlechter Erzieher. Es ist ein Zeichen, dieses Verstummen, ein Bild, und es ist, wenn ich es richtig verstehe, zweierlei darin.

Zacharias muß verstummen, muß still werden, ganz still, damit das zum Schweigen kommt, was Gottes Werk entgegenstehen will, sein lange vergebliches Warten, sein müdes Sich-abfinden mit dem, was ist. Auch wir haben unsere Vorstellungen, unseren Willen in dem, was uns werden, in dem, was uns verschonen soll, in dem, was uns Gott tun, in dem, was er uns lassen soll. Auch wir haben unsere Erfahrungen, und sie sind manchmal nichts anderes als enttäuschte Hoffnungen. Wir haben unseren sogenannten Realismus, auf den wir uns so viel zugut halten, und er ist in Wahrheit oft genug müde gewordener Mut. Das alles soll verstummen, damit Gottes Werk beginnen kann.

Und noch etwas anderes ist darin. Das Alte, das Gewohnte, es muß auch verstummen, damit das Neue werden und kommen kann. Es wird uns oft nicht leicht, diese Einsicht, wenn wir darüber klagen, daß unsere älter gewordenen Kinder ihre eigenen Wege gehen und den Rat der Älteren nicht mehr zu brauchen scheinen, wenn es überhaupt so scheint, als sei mit zunehmendem Alter die Erfahrung nicht mehr gefragt. Aber ist es nicht so, daß das Neue erst einmal seinen Platz und seine Entfaltung braucht, viel Raum und Zeit? Und ist es nicht auch so, daß auch das gelassene Schweigen der Älteren ein guter Rat sein kann und wahrscheinlich sogar oft hilfreicher als viele kluge Worte?

Gottes Werk bemißt sich nicht nach unseren Regeln und Erfahrungen. Aber es kommt auch nicht blind und so, daß es ungewiß ist, ob es kommt oder nicht. Gott kommt, wo manches andere still geworden ist, wo viele Stimmen schweigen, die sonst so laut und so geschwätzig zu reden wissen. Er kommt, wo der Glaube ihn kommen lassen will, wo er die Worte und Spuren Gottes in seinem Leben hören und gelten lassen will, wo er Zeit und Raum gibt Gottes Werk.

Darum beginnt das Evangelium nach Lukas so merkwürdig gelassen, so vor allem Anfang, nicht gleich und unvermittelt mit einem kleinen Kind, mit einem neuen Leben, wie es ja auch unsere Erfahrung ist und eine gute Erfahrung, die Geburt eines Kindes etwa und die Freude und die Erfüllung, die darin liegt. Aber es ist doch nicht leer und nicht unnütz die Zeit der Erwartung, sondern hat ihr eigenes Maß und ihre eigene Mitte. Darum beginnt das Evangelium mit dem alten Mann Zacharias. Es überspringt nicht die Zeit der Erwartung, auch nicht ihre Ungeduld und ihre Fragen, es degradiert nicht Weihnachten zu einem Erlebnis für ein paar Stunden. *Die* Stunden gehen vorüber. Gottes Zeit bleibt und ist die beste Zeit.

Ev.: Lk 1, 46-55
Ep.: Phil 4, 4-7
Wochenlied: Nun jauchzet all ihr Frommen (EG 9)

Zur Besinnung kommen
Lukas 2,1-14
Weihnachten

Ich habe in diesen Tagen, wie in jedem Jahr, und wie manche von Ihnen wohl auch, wieder sehr viel über Weihnachten gelesen und gehört, selbst da, wo ich solches Interesse nicht unbedingt vermutet hatte, Das Ergebnis dieses Bemühens: Ich habe nicht einen Beitrag gefunden, der nicht in irgendeiner Form etwas zu kritisieren, zu bemäkeln oder zu bemängeln gehabt hätte. Buchstäblich und wörtlich gesagt und gemeint: Nicht einen. Vielleicht ist es geraten, darüber einmal an einem 2.Weihnachtstag nachzudenken.

Es ging um Kommerzialisierung des Festes, um Äußerlichkeiten, in diesem Jahr nicht um den Geschenkekult, sondern die Kaufzurückhaltung der Konsumenten, aber wie immer um Duselei von Gefühlen und Heuchelei und um schwindende religiöse Bedeutung (-einer sprach kurz vom „Kirchenquatsch) des Festes. Und selten einmal fehlte der Hinweis auf die Weihnachtsflucht unter Palmen. Es etabliert sich so eine gewisse Anti-Fest-Kultur und die Frage, ob das Fest noch feiernswert ist, ist schon standardisiert.

Ich vermute- hätte man diese Frage vor 40 Jahren oder früher gestellt, man hätte verständnisloses Kopfschütteln geerntet. Was ist dazwischen geschehen? Sind wir, in unserer Kritikfreudigkeit und Mäkelei, einfach anspruchsvoller geworden? Kann das arme alte Fest nicht mehr mithalten mit dem unstillbaren Drang nach „immer mehr“ und „immer besser“, zumal ja meist auch noch der Schnee ausbleibt zum Fest?

Es sind wohl andere, tiefere Gründe, die Vielen das Fest so fraglich werden lassen. Feste, alle Feste, sind ihrem Ursprung nach Ausdruck von Gemeinschaft. Niemand feiert ein Fest für sich. Wo man nicht mehr gemeinsam und nicht mehr fraglos miteinander feiern kann, hat die Gemeinschaft Schaden genommen. Sich auf gemeinsam verbindliche Inhalte zu einigen, sie miteinander

festlich zu begehen, das ist ein Gradmesser für die Stärke und Gesundheit einer Gemeinschaft.

Inzwischen aber gibt es bei uns fast nichts mehr, was, die Generationen übergreifend, die Schichten überschreitend, als wahr und gültig anerkannt wäre. Das eigene, das individuelle Bedürfnis wird zum Maßstab des Nötigen, und das Geld, das vorzugsweise die „anderen“ bezahlen sollen. Wenn ich keine kleinen Kinder habe, warum soll ich Kindergartenplätze finanzieren? Wenn ich nicht krank und behindert bin, was gehen mich Kliniken und Heime an?

Die Menschlichkeit und der Wert einer Gemeinschaft aber bemessen sich nicht nach der sofortigen Erfüllung aller gegenwärtigen Bedürfnisse,, so wenig eine gute Erziehung einem Kind fraglos alle seine kindlichen Wünsche erfüllt. Menschlichkeit und Wert bemessen sich danach, wie in einer Gemeinschaft ihre Schwachen leben können, und ob das, was sie so können, noch Leben ist.

Nun, solche Gedanken haben uns nicht etwa von Weihnachten entfernt, wenigstens nicht von der Geschichte, die uns zu Weihnachten erzählt wird. Sie ist ja nicht zufällig ins Evangelium geraten, obwohl sie nicht von allem Anfang an darin gestanden hat. Markus und Johannes haben sie nicht gekannt, jedenfalls nicht berichtet. Das haben Matthäus und Lukas getan, auf unterschiedliche Weise, Lukas eben mit der bekannten Geschichte von Krippen und Hirten und Engeln, und dem Kind, das da geboren ist, Gott selbst zur Welt gekommen.

Nicht weil dem Evangelium eine stimmungsvolle Einleitung gefehlt hätte, hat Lukas diese Geschichte geschrieben, sondern weil sie ganz und gar ins Evangelium gehört: Gottes Weg nämlich, der in Nacht und Dunkelheit beginnt, unten, nicht oben, unten, da also, wohin das Leben Menschen auch führt, unten, und damals schon: tief unten. Dazu fällt mir eine alte jüdische Anekdote ein. Gefragt, warum aus früheren Zeiten so oft berichtet werde von

Menschen, die Gott gesehen, sogar mit ihm gesprochen hätten und heute niemand mehr Gott zu sehen bekomme, und wie das zu erklären sei- so gefragt, antwortete der Rabbi, weil sich heute niemand mehr so tief bücken wolle.

Das ist ein nachdenkliches, vielleicht ein tröstliches Wort. Denn es gilt nicht denen, die gewohnt sind, den Kopf hoch zu tragen. So gehört es wie die Geburt Gottes im Stall in die Weihnachtsgeschichte und die ihr eigene Besinnlichkeit, Besinnlichkeit nun nicht missverstanden als Ausnahme einer Gefühlsregung, die man sich im Interesse eines klaren Kopfes nicht allzu oft gestatten sollte. Besinnlichkeit aber wohl verstanden in ihrem alten Wortsinn, den unsere Sprache noch bewahrt, wenn sie davon spricht, es sei jemand „zur Besinnung“ gekommen.

Es ist ja nicht zu viel, sondern nötig, hin und wieder auf seinem Weg einzuhalten, vielleicht in der Stille der Heiligen Nacht, sein Empfinden, sein Denken darauf zu richten, dass „in dieser Stille etwas zur Ruhe kommen will“ (Ernst Fuchs), dass vieles schweigen soll und muß, was sonst so laut zu reden weiß, dass in dieser Stille die Dinge, die wirklich wichtig sind, wieder an die erste Stelle rücken, und die zweiten und dritten, die so wichtig nicht sind, wieder einmal zurück treten können.

Das ist an den Hirten abzulesen, die sich bald nach der Geburt im Stall einfinden. Sie werden das nicht oft getan haben in ihrem beruflichen Leben und wären auch schlechte Hirten gewesen, hätten sie die Herde oft allein gelassen. Aber hier geht’s um die Rangfolge der Dinge. Und deshalb kommen sie und knien nieder und beten an das Kind. Auch das ist nicht selbstverständlich. Hirten sind keine unterwürfigen Menschen, und die Härte der Halbwüste hat sie gelehrt, nicht auf jede modische Neuheit gleich hereinzufallen. Sie sind gewohnt, auf sich gestellt zu sein, sind starke Menschen.

Aber starke Menschen erkannt man offenbar nicht nur am aufrechten Gang, sondern auch daran, wie tief sie ihre Knie beugen

können. Man erkennt sie nicht daran, dass sie sich selbst eins und alles sind und niemanden sonst brauchen, sondern daran, dass sie zu unterscheiden wissen, wann es Zeit zu stehen ist, und wann die Zeit, zu knien. Das ist so, weil Menschen sich selbst wohl die Hölle sein können, selten oder nie aber sich selbst die Erlösung zu sein vermögen.

Dazu gehört noch ein anderes Wort der Weihnachtsgeschichte. Es wird leicht übersehen, weil es am Ende steht. Es ist gesagt über die Mutter des Kindes, - das Einzige, was über die Mutter gesagt ist: „Maria aber behielt alle diese Worte und bewegte sie in ihrem Herzen“.

Die am unmittelbarsten an dieser Geburt Beteiligte, verharrt in seltsamer Distanz, bewahrt alle die Worte und hält sie lebendig, als habe sie jetzt, in diesem Augenblick der Geburt (den keine Mutter je vergessen wird!)- als habe sie jetzt noch nicht genug verstanden, als müsse sie alles Geschehene und alles dazu Gesagte in sich bewahren, aufheben für einen fernen, für einen erst noch kommenden Tag, für einen Tag also, der ihr dieses Kind noch näher bringen wird als selbst die Stunde der Geburt. Marias Schweigen ist der Ausdruck dafür, dass das Evangelium weiter gehen wird, dass Gott, indem er zu diesem Kind wird, uns zu seinen Kindern machen wird.

Ev.: Lk 2, 15-20
Ep.: Tit 3, 4-7
Wochenlied: Gelobet seist Du, Jesu Christ (EG 23)

Der Friede, der nun beginnt
Lukas 2,25-35
Sonntag nach Weihnachten

Die Weihnachtsgeschichte des Lukasevangeliums endet, wo sie mit dem alten Mann Zacharias begonnen hatte, im Tempel. Sie kehrt sozusagen, nach offenem Feld und Himmel, nach Hirten und Engeln, zurück hinter die mächtigen Mauern des Tempels. Sie kehrt zurück in seine große Stille. Nach dem großen, dem öffentlich begangenen und weithin geachteten Fest nun seine wenig bekannte und auch nicht sonderlich gefragte Fortsetzung, fast unter Ausschluß der Öffentlichkeit. Denn das Fest ist zu Ende, auf der Tagesordnung steht wieder die alte Welt und was in ihr geschieht.

Für einen Augenblick könnte es so aussehen, als gehe Gott zurück in den Tempel, und als sei das manchem auch ganz recht so, vielleicht den meisten. Hinter den Tempelmauern, hinter den Kirchenmauern läßt die Welt sich viel gefallen, wenn es nur dort bleibt, wenn sich dies beides nur nicht vermischt, Gott und was hinter den Kirchenmauern ist, mit den Gesetzen, die draußen gelten, wo Augustus und Quirinius und Herodes herrschen, und alle, die an sie glauben, große Leute sind.

Für einen Augenblick könnte es so aussehen, aber so ist es nicht. Die Weihnachtsgeschichte ist nicht in den Tempel gegangen, um dort zu warten, bis sie übers Jahr wieder hinausgelassen wird. Das Kind ist nicht in den Tempel gebracht worden, bis zu seinem nächsten Geburtstag. Weihnachten ist kein Kuhhandel gewesen und keine Auftrittserlaubnis für einige wenige Tage. Wo das Fest zu Ende ist, beginnt es erst.

Nichts anderes sagen die Worte des greisen Simeon. Es sind schwere Worte. Es sind so schwere Worte, daß sie kaum zu tragen sind. Aber es ist ein alter Mann, der sie spricht, von dem man meinen kann, daß seine Jahre und seine Erfahrung ihn gelehrt haben sollten, die Worte mit Bedacht zu wählen. und es ist ein

Mann, von dem es heißt, er habe sein Leben lang auf das Heil und den Trost Israels gewartet, also wohl oft genug erlebt: trügerisches Heil und falschen Trost.

Simeon nun nimmt das Kind auf seinen Arm und spricht: „Dieser ist gesetzt zu Fall und Auferstehn, zu einem Zeichen, dem widersprochen wird“. Und zu Maria sagt er, um dieses Kindes willen werde ein Schwert (oder ein scharfer Schmerz) ihre Seele durchbohren! Wer eigentlich möchte das ausdenken? Wer möchte dergleichen sich oder seinem Kind wünschen, wer möchte es von sich oder seinem Kind sagen lassen? Welches Leben könnte solche Worte tragen?

Gesetzt für andere zu Fall und Auferstehn, zu einem Zeichen, dem widersprochen wird- es ist also nicht so, daß die Welt sich freute, daß Gott in ihr zu finden ist. Es ist nicht so, daß sie ihm zujubeln wird. Die Menschen werden ihm nicht folgen, wie sie der Mode folgen und manchem Scharlatan, fraglos und in hellen Scharen. Sie werden, wenn sie denn seine Gegenwart überhaupt für wichtig halten, was noch gar nicht ausgemacht ist, von ihm nicht reden, wie von manchem anderen, was sie für wert und unentbehrlich halten, wie von ihrem Wohlstand, wie von ihrer Freiheit.

Es wird ganz anders sein. An ihm werden sich die Geister scheiden, die Wege trennen. Alles, was als fraglos gilt, an Macht und Ehre, an Einfluß und Ansehen, wird bei ihm nicht zu finden sein. Was bei ihm zu finden ist, wird Widerspruch ernten, so tief, daß dieses Leben wie ein Schmerz durch seiner eigenen Mutter Seele geht, d.h. nicht einmal von ihr getragen und verstanden wird. Es ist eine sehr frühe und sehr bittere Erfahrung, die da ausgesprochen ist. „Er kam in sein Eigentum, und die Seinen nahmen ihn nicht auf!“ . So sagt es der jüngste Evangelist, Johannes.

Was der alte Simeon dem kleinen Leben da voraussagt, das kann kein Menschenleben tragen, es müßte denn in sich versöhnen können alles, was unter Menschen so zerrissen ist, heilen können

alles, was so heillos ist. Was Simeon dem kleinen Jesus voraussagt, kann nur Gott tragen. Und er wird es tragen, bis zu dem Augenblick, in dem sein Kreuz errichtet ist und er daran geschlagen. Erst in diesem Augenblick ist vollendet, was Weihnachten begonnen hat.

Und erst in diesem Augenblick ist auch vollendet das andere Wort des Simeon. „Herr, nun lässest du deinen Diener in Frieden fahren, denn meine Augen haben deinen Heiland gesehen“. Das ist mir immer ein sehr tröstliches Wort gewesen. Und am tröstlichsten daran ist das kleine, unscheinbare Wörtchen „nun“.

Simeon wird das Wachsen und Werden, das Leben dieses Kindes nicht mehr erleben, und doch nimmt er das Wort der Engel vom Frieden ganz wörtlich, ganz gegenwärtig, ganz für sich in diesem kleinen Wörtchen „nun“. Simeon nimmt den Frieden sozusagen im Vorgriff. Denn noch ist Gottes Weg nicht vollendet. Und die Herren Augustus und Quirinius sind nicht zufällig in die Weihnachtsgeschichte geraten. Und doch – es ist das alte Lied, aber dieses alte Lied bekommt eine neue Strophe und scheint in einem neuen Licht.

So hat diese Szene im Tempel einmal der Maler Rembrandt dargestellt, wie der alte Mann das Kind auf seinem Arm hält, im dunklen Tempel. Alles Licht des Bildes geht von dem Kinde aus und erhellt Simeons Gesicht, fast könnte man sagen, verklärt es in ein anderes Licht. So hat es der Maler wohl auch gemeint. Das Licht ist der Friede, der nun beginnt.

„Wir sind, so hat ein Ausleger einmal dazu gesagt, wir sind immer getrieben von dem Gedanken an das, was wir noch nicht geschafft haben, was wir eigentlich noch tun müßten, was wir selbst oder andere von uns erwarten; von dem Bewußtsein der Unvollständigkeit...dessen, was wir erreicht haben, der Unzulänglichkeit unserer Lebensleistung; von den Zweifeln, ob es uns gelingen wird, in Zukunft die Ansprüche zu erfüllen“. Wir sind so erfüllt von unserer Unrast,- und erfahren doch immer wieder, daß